

## **Auf verlorenem Posten**

*Richard Jilka*

Da stand James. Als ich um die Ecke bog, stand er mir plötzlich Aug in Aug gegenüber: „Hallo James!“ – Sein Name war mir sofort auf die Lippen gekommen, obwohl ich ihn oft Jeremy genannt hatte. Aber Jeremy ist jemand anderes, weshalb er mich jedes Mal trocken berichtigte: „James. Ich heiße James. Auch Jack. Hier sagt man auch Jacob oder Jakobus. Jeremy ist auch gut, aber das bin ich nicht, sondern James.“ „Auch Köbes?“ scherzte ich ihn an – über diese Möglichkeit sah er, mit seitlich geneigtem Kopf an mir vorbeiblickend, hinweg. Vielleicht war ihm die in unserer Stadt gebräuchliche Abwandlung seines Namens unangenehm oder sie gehörte nicht zu seinem Wortschatz.

Sah ich James früh genug auf dem Bürgersteig neben dem Kiosk oder dort an der Ecke vor der Kneipe gegenüber oder irgendwo unter den Bäumen auf dem Platz vor der Kirche stehen, versuchte ich ihn zu umgehen. Er war zwar nicht lästig, aber auch nicht angenehm. Nachdem wir vor Jahren begonnen hatten, da & dort auf dem Platz, auf dem er sich aufzuhalten pflegte, miteinander zu plaudern, hielt ich seit einiger Zeit weitere Begegnungen mit ihm für fruchtlos. Gespräche mit ihm führten zu Nichts. Und ich konnte auf dem Platz an ihm nicht vorbei gehen, ohne von ihm angesprochen und in ein kleines Gespräch gezogen zu werden. Seine scharfe Intelligenz hatte sich jedoch im alltäglichen Ungemach verbraucht und war stumpf geworden, sie führte aus einem eingesprochenen Kreis von Gedanken, oder waren es bloß noch Sätze?, nicht mehr hinaus. – Damals stand er im hellen Trenchcoat am Tresen der Eckkneipe, ein angetrunkenes Kölsch vor sich, und aß gemächlich ein Mettbrötchen, als genösse er eine Köstlichkeit. Beim Kauen betrachtete er das Brötchen, es in seinen Fingern wiegend wie ein imaginäres Schiffchen, legte es gelegentlich auf den kleinen Teller zurück, so hatte er länger etwas davon, während er mit Sprachspielen und grammatischen Finessen das Thekenmädchen verwirrte. Darin war er überlegen, oh ja, weit überlegen war er im Worte verdrehen, in Punkto Sprachspiele konnte ihm kaum einer das Wasser reichen. „To have or not to have,“ witzelte er, „that’s the snapping point.“ Während das Thekenmädchen über seine Sprachneckereien, die über Andeutungen hinaus zu keiner Bestellung führten, ihre Stupsnase rümpfte, schaute James mit geweiteten Augen gelegentlich zu mir, sah mich freundlich lächeln und glaubte sich verstanden, glaubte einen ihm verwandten Wortspielgeist neben sich stehen zu sehen. Waren wir doch beide an einem tristen Wochentag im Abenddunkel an der Theke gestrandet,

um uns nach durchstandendem Tag vor der Nacht einige Schlucke Fröhlichkeit zu genehmigen. Schicksal verbindet. „Der Tag war hart“, sprach James mich an, „und deiner?“ Stundenlang war ich durch die Straßen der Stadt gegangen, um kreuz & quer Touristen zu führen, Müdigkeit war mir anzusehen. „So leidlich“, antwortete ich lächelnd. Auch er habe viele Stunden lang Straßenpflaster getreten, erwiderte er mit bedeutsamer Miene, und immer wieder Trepp auf Trepp ab. „Akquise. You understand what I mean? – Man muß am Ball bleiben. – Und natürlich immer wieder auch“, mit weltmännisch einladender Geste: „cherchez la femme!“ In einem heiseren Lacher stieß mir „c’est perdu“ auf: waren wir doch beide offensichtlich alte Knaben geworden, ohne mit der Zeit Moos angesetzt zu haben. Schlimmer noch: die Haare begannen mir auszugehen während seine weiß & wirr über seine Ohren wallten. Meine Tage zu bewältigen sei hart genug, gab ich ihm zu bedenken, weshalb ich so manche Suche aufgegeben hätte. In unserem Alter könnten wir uns die Mühsal des endlosen *cherchez la femme* sparen. Prüfend fixierten mich seine nebelgrau unter gewölbten Brauen hervortretenden Augen; bedächtig nickte sein Kopf, traurig gestand er mir zu, auch ihm sei die Härte der Alltage genug, täglich müsse auch er weiterhin Kilometer um Kilometer Straßenpflaster treten, immer wieder müsse er kreuz & quer durch die Stadt trotten, immer wieder Trepp auf Trepp ab, die abgewetzten Schuhe bezahle ihm keiner: „you understand what I mean?“ Und immer wieder, auf einmal erklang seine Stimme soldatisch laut wie ein Ruf zum Kampf: „cherchez la femme!“ – James wandte sich dem Thekenmädchen zu, fragte sie, mit den Worten „bringen“ oder „haben“ oder „sein“ spielend, nach den belegten Brötchen und bestellte, als wäre es nicht sein Abendbrot, sondern bloß eine Leckerei, eines mit Leberwurst. Nachdem wir noch das eine & ein weiteres Kölsch getrunken hatten, griff sich James seine Plastetüte, machte noch einen trockenen Scherz über alte Knaben: „anything goes, you understand?“ Stellte noch den einen und einen weiteren englischen Satz in den Raum: „anywhere, be careful“ und „however, that’s the snapping point“, und verabschiedete sich. Meine Bekanntschaft habe ihn gefreut, aber morgen früh: die Geschäfte, „you understand?“ Dann ging er seiner Wege. Sein Deckel blieb liegen; der käme wieder, meinte das Thekenmädchen, räumte sein Glas ab und servierte mir ein frisches.

James erwiderte meinen Gruß mit einem hohlen „Hallo“. Mit erschrocken weiteten Augen blickte er mir aus grau versteinertem Gesicht entgegen. Reglos stand er neben dem Kiosk an der Straßenecke, eine zerknautschte Mineralwasserflasche in der linken Hand, eine kantige Plastetasche neben seinem rechten Bein. Reglos stand er mit hängenden Armen vor mir und blickte mich an. – Erschreckend abgenommen hatte er: sein ehemals runder Bauch war eingefallen; überhaupt wirkte er wie geschrumpft,

wie vergreist sein Gesicht. Aber wie immer, wenn ich ihn sah, steckte, wer weiß warum, der eine Zipfel seines Hemdes nicht im Hosenbund. Kümmerte ihn diese Äußerlichkeit nicht oder ließ er absichtlich immer einen Zipfel freimütig flattern? Jedenfalls hing jedes Mal, wenn ich ihn sah, über die linke oder die rechte Hosenseite ein Hemdzipfel wie bei einem in seinem Spiel verlorenen Knaben. Immer, wenn er mir begegnete, war er nachlässig, gelegentlich schäbig gekleidet; und immer hatte er eine Plastetüte bei sich. Letztlich im Sommer schleppte er gar ein Bündel prall gefüllter Tüten oder Taschen mit sich herum, stand inmitten seiner Tüten mitunter stundenlang auf dem Platz und schaute mal hinauf & mal hinab. Da sah er schon elend aus. Aber so erschreckend heruntergekommen wie an diesem Abend, hatte ich ihn noch nie gesehen. Meistens sah ich ihn hier auf diesem Platz vor der wie eine Burg hochaufragenden Kirche. Neoromanik, denn hier waren wir nicht in der Altstadt, sondern in einem der vor wenigen Generation während des ersten großen Wachstums neu angelegten Stadtviertel. Der Platz vor dem Portal mit den beiden aus hellbraunen Quadern gefügten Kirchtürmen, bestanden mit mächtigen Platanen, überwölbt von einem grünen, nun herbstlich bunten, bei Winde knisternd rauschendem Blätterdach war einer der schönsten Plätze der Stadt. Und er war wie kaum einer belebt von heiter schönen wohlgemuten jungen Leuten in vielerlei Gestalt und aus aller Herren Länder. Wer kann sich sattsehen, an dem endlosen Spiel unserer jung hübschen Menschenkinder? Es war die *jeun de ore*, es waren die *Goldkinder* unserer damaligen Epoche, die sich auf diesem Platz tummelten und in den Straßen um ihn herum wohnten. Gewiß, verschämt wollten sie ihre Goldkindheit nicht eingestehen, sondern hielten sich ihrer unglaublichen Privilegierung zum Trotz gerne für gewöhnliche Menschen. Sie gaben sich geradezu als normale Leute aus, die modischer Weise sogar voreinander von sich meinten: alle Menschenkinder seien ihnen gleich, jeder könne so sein wie sie und an ihren Spielen teilnehmen. Aber genau genommen lebten die Leute um den Platz herum wie auf einer Insel der Seligen. Zweifellos waren sie die Goldkinder, die wenigen, oft nur auf Zeit Begünstigten des ungeheuren Aufwandes der um sie herum in & mit der Welt getrieben wurde. Anscheinend kam ihnen als den wenigen Geglückten der von den Völkern alltäglich erkämpfte Überfluß zu Gute: mit einigem Recht konnten sich die Flaneure auf dem Platz tatsächlich für freie & unbeschwerte Menschen halten. Reihenweise saßen da auf den Bänken des Platzes heitere Menschenkinder, Flaschen zuhanden alberten sie stundenlang miteinander, heiter & sorgenfrei saßen sie vor den Kneipen & Cafés, in den Restaurants & Bars, bunte Getränke vor sich & üppige Leckereien, lustige Leute neben sich, so palaverten sie die Nächte hindurch. Überwölbt von säuselnd grünem Geäst auf den Bänken des Platzes, vor den Kneipen & Cafés bis weit in die Seitenstraßen hinein, in den Restaurants & Bars da saßen all überall junge Menschen und

feierten das Fest des Lebens. – Wer mag da abseits stehen? James liebte die Goldkinder, es drängte ihn in ihre Nähe, leidenschaftlich gerne hätte er zu ihnen gehört & mit ihnen gespielt. Auf dem Platz wurde er mit den Jahren bekannt wie ein bunter Straßenkötter. Täglich sah man ihn, sah man ihn wie den Faun oder Silen des Platzes neben einer der Platanen, hinter einem der Gebüsche stehen & schauen: ihnen zuschauen. Einen Hemdzipfel aus der Hose, die Plastetüte zur Seite, etwas mehr oder weniger schmierig, wie er war, gelegentlich sogar leidlich aufgeräumt schaute er dem Treiben der glückten jungen Menschen zu, nahm so Anteil an ihrem Leben und fühlte sich irgendwie dazugehörig. So verließ ihn all die Jahre hindurch die Hoffnung nicht: an der nächsten Ecke oder morgen schon könnte es sich ergeben, daß er irgendwie mitspielen dürfe. James hatte Beziehungen geknüpft, er war bekannt, denn so sich eine Gelegenheit ergab, sprach er die Leute, die ihm nahekamen, sprach er Vorübergehende an mit dem, was ihm gerade durch den Kopf ging in deutsch oder englisch, selten französisch. „Hi? Sagst du? Das ist amerikanisch. Bist du Amerikaner? – Na heutzutage sagen alle so. Anywhere, bee careful.“ Die weiße Welle seiner Haare, gewölbt über Stirn & Hinterkopf auf die Schultern fallend, sah man von fern schimmern, wenn er irgendwo auf dem Platz stand; unter des Alters sowie der Mühsal Falten wirkte sein Gesicht allzeit unverwüstlich jungenhaft, Schalk lauerte in seinen Blicken und seine Lippen zuckten spottlustig: „Anything goes, you und-erstand?“ – „That’s the snapping point.“

An diesem Abend erschien sein Gesicht erschreckend erschöpft. Aschfahl wie eine alte Gardine hing die faltige Haut über seinen Wangenknochen. Tiefe Furchen verdunkelten seine Stirn. Die Welle seines weißen Haares klebte in schütterten Strähnen an seinem Hinterkopf. Wie bestellt und nicht abgeholt stand er da im Licht, das aus dem Seitenfenster des Kiosks auf den Bürgersteig, auf James und seine Plastetasche fiel. Wärmte es ihn? – Das bunte Treiben der Menschen um ihn her, der endlose Umzug der Flaneure, die Parade der allzeit hübschen jungen Frauen in ihren beunruhigenden Ausgehkleidern schien ihn Nichts anzugehen. Inmitten des wunderbaren Herbstabends stand er nur so da; auch er mußte ja irgendwo stehen. An diesem Abend waren anscheinend alle unterwegs. Die laue Herbstluft lockte die Leute noch einmal hinaus, um wie am Beginn der schönsten Jahreszeit im Freien ihre Gesellschaftsspiele zu spielen. Und es war wieder einer dieser letzten Abende, nach dem einige Wochen oder Monde hindurch die Kneipen & Bars & Cafés wieder einmal geschlossen bleiben sollten, um durch die Beschränkung menschenmöglicher Begegnungen die Verbreitung jener neuartigen Viren einzudämmen, die uns damals alle bedrohten. An solchen Abenden, an denen es Alle hinaus ins Freie drängte, konnte James auf dem Platz unmöglich fehlen. An solchen Abenden stand er da oder dort ruhig auf sei-

nem Posten, als warte er auf Jemanden, der vorbei käme und ihm die Chance böte, einige Sätze zu wechseln. Da war der junge Grafiker, mit dem er über das alte Kreuz mit den Verlagen fachsimpelte, dem Kommunikationswissenschaftler gab der alte Seiltänzer Kostproben seiner Sprachakrobatik, beim Goldschmied von hinter der Ecke schnorrte er fremdsprachlich Zigaretten, die junge Ukrainerin lobte er ihrer Unbändigkeit halber über den grünen Klee, „Hi Alter – Hi Alte“ rempelte er die Punkerin, gab dem Junkie einen Tip, der Schauspielerin, es war die dralle Polizistin aus dem Eifel-Tatort, zwinkerte er *en passant* als Kollege zu, laberte mit dem Typ vom Ordnungsamt... . Meist jedoch stand er da und schaute. Seit unserem Beisammensein in der Eckkneipe grüßte er mich mit „Hallo! How are you?“ Dem folgte dieser oder jener abgekaute Spruch: „Wie gehen die Geschäfte? Bleibst du am Ball? You understand what I mean?“ Wenn ich mit „so lala“ antwortete, bekam ich zu hören: „Keinesfalls aufgeben: anything goes, you understand?“ Auf meine Gegenfrage beteuerte er regelmäßig, ihm selber ginge es den Umständen entsprechend gut, er dürfe nicht klagen, er habe wieder ein lohnendes Geschäft in Aussicht; leider gelänge es ihm nicht immer – er drehte eine Handfläche mal so mal so und zog eine schiefe Schnute – alle seine Geschäfte fristgerecht fertig zu bringen. Und viele Auftraggeber, wie ich gewiß wisse, seien schwierig. Das *cherchez la femme* erwähnte er mir gegenüber nie mehr, dafür seinen kranken Bruder in England: dem ginge es miserabel; der mache ihm viele Sorgen. So ähnlich antwortete er jedes Mal: wenn ich ihn nach seinem Ergehen fragte, erwähnte er seinen älteren kranken Bruder, Parkinson, um den er sich in *Old England* kümmern müsse, was für ihn momentan schwierig sei. Jedenfalls hatte auch James einen blauen Affen, um den er sich sorgen mußte. „Aber bei dir ist alles OK – In-Ordnung? Anywhere, be careful“ und „however, that’s the snapping point“. Dann waren wir wieder aneinander vorbei. Obwohl James zweifellos die Tröstungen des Trunkes liebte, sah ich ihn nie betrunken. Einmal, während wir uns die üblichen Freundlichkeiten sagten, konnte er sich nicht zurückhalten, fröhlich verschämt fragte er in mein Gerede hinein: „Sag mal, hast du vielleicht eine Zigarette für mich?“ Hatte ich nicht, aber ich hatte an diesem Tag Geld verdient und gab ihm fünf Euro. Da hielt es ihn nicht mehr bei mir, „entschuldige, aber ich muß jetzt...“ Montag sei Übermorgen, dann würde auch er wieder verdienen. „Und wenn wir uns wiedersehen, trinkst du zwei, was sag ich, drei Kölsch auf meine Rechnung mit mir“; und flink wieselte er in Richtung Kiosk. – Wem Kölsch nicht vertraut ist, dem sei gesagt, daß es in kleinen schlanken Gläsern serviert wird, die von den Einheimischen *Stangen* genannt werden.

Einmal sah ich in der Innenstadt durch die Glasfront eines dieser Schnellrestaurants hindurch James an einem Tisch sitzen & aus einem

bunten Papkarton goldbraun frittierte *chicken wings* essen. Sein rundes Bubengesicht glänzte fröhlich, offensichtlich genoß er seine Hühnerflügelchen mit ganzem Herzen. Während er kaute, drehte & wendete er das Flügelchen zwischen seinen Fingern, beschaute dessen köstliche Seiten. War ein Knöchelchen blankgezuzzelt, legte er es achtsam beiseite, leckte an einem Finger oder Daumen, und griff wohlgenut nach dem nächsten Flügelchen im Karton. Nah am Knochen, fiel mir ein, von einem Reisenden aus Afrika gehört zu haben, schmecke das Fleisch am süßesten. Einmal begegnete er mir wehendem Trenchcoats in einer der Straßen Richtung Innenstadt. „Hallo! How are you? Heute habe ich keine Zeit. Geschäfte! You und erstand? Aber hör mal: vielleicht können wir ja bei dem einen oder anderen Geschäft zusammenarbeiten. Du kommst doch auch einiges herum in der Stadt? Hier meine Visitenkarte! Das bin ich. Wenn du jemanden weißt, der einen Auftrag geben könnte, gib ihm meine Adresse.“ Ich nahm den Streifen Karton entgegen und versprach, bei Gelegenheit seine Adresse weiterzugeben. Nun wollte er auch wissen, womit ich so mein Geld verdiene? Ich gestand ihm ein, Stadtführer zu sein. „Ach!“ lächelte er mir mit dem Kopf nickend anerkennend zu: „zu denen gehörst du also.“ In seiner Gesellschaftsordnung bekleidete ich eine durchaus respektable Stellung. Und nach flüchtigem Gruß waren wir wieder aneinander vorbei. Begeistert von der Erwartung der ihm neuerdings bevorstehenden Aufträge flatterte er weiter von Bürgersteig zu Bürgersteig, um seine neuen Visitenkarten unter die Leute zu bringen. James hieß, wie ich nun laß, mit Nachnahmen Smith. Er wohnte am Klösterchen, war über Festnetz sowie mobiles Telephon zu erreichen und er war ein Alleskünstler oder Allroundtalent: Sprachwissenschaftler – Sprecher – Darsteller – Muttersprachler – native speaker – Diplomübersetzer – B.A./ENAA waren seine Leuten vom Fach vielsagenden Qualifikationen; einen „Sprachenservice“ für Englisch Deutsch Russisch Französisch bot James an. – Wieso saß er nicht am Schreibtisch? An und um seinen Stammplatz herum mußte doch eine ausreichend große Nachfrage nach einem veritablen Übersetzer bestehen, um James am Rande der üppigen Geschäfte mitspielen zu lassen, um ihn im Gefolge der erfolgreichen Leute ausreichend Kost & Logis verdienen zu lassen? Unter all den vielen, geschäftlich teils erschrecken erfolgreichen Leuten an und um den Platz herum mußten doch einige sein, die gelegentlich einen Übersetzer für ihre Korrespondenzen benötigten? Da wohnten doch der Kinder reicher Eltern genug, um wenigstens für diesen Brief oder jene Gebrauchsanweisung gelegentlich mal eben den Mann anzuheuern, der abrufbereit an der Ecke stand? Oder hatten mittlerweile alle auf ihrem Laptop ein Übersetzungsprogramm, das wie von Zauberhand James´ Dienst erledigte? Oder war mit James Irgendetwas nicht in Ordnung? Offensichtlich hatte er nicht den richtigen Nestgeruch: die

Goldkinder werden ihm über den Platz hinweg anriechen, daß er nicht zu ihnen gehört.

„Hallo“ hatte er an diesem Abend meinen Gruß aus hohlem Bauch erwidert. Die geweiteten Augen in seinem runden, fahl faltigen Knabengesicht blickten zu mir herüber wie aus einer andren Welt: „From nothing results nothing.“ – „Von Nichts kommt Nichts“ variierte ich lächelnd sein Sprachspiel. „Ja.“ Trocken bestätigte James meine Version, um seine heiser zu wiederholen: „From nothing results nothing. – That’s the snapping point.“ Seine Redewendung überbietend, warf ich ihm einen mittelalterlichen Gottesbeweis zu: „ex nihil nihil fit – aus Nichts wird Nichts“, übersetzte ich sogleich, um Peinlichkeiten von wegen fehlender Vokabeln zu vermeiden; aus Nichts kann nichts entstehen, hätte ich auch übersetzen können. „Ja.“ nickte James. Er erkannte mich; schaute mir plötzlich gerade & todernst in die Augen: „Du weißt das doch auch. Das Leben ist hart.“ Das Lächeln, mit dem ich gewöhnlich Menschen gegenüberträte, fiel mir vom Gesicht. „Ja. Das Leben ist hart.“ In vollem Ernst standen wir einander aufrecht gegenüber. „Das Leben ist hart.“ Wiederholte er kopfnickend, energisch setzte er hinzu: „Das Leben ist ein Kampf.“ Der Nachsatz stieß mir auf, mochte ihm (hatte ich doch andere Geschichten auf dem Buckel oder im Kopf) nicht rundweg zustimmen. Wer von uns kämpft schon um sein Leben? Werden wir nicht ungefragt vom Mahlstrom der Umstände da oder dorthin gespült? Werden wir nicht ohne entscheidendes Hinzutun unsererseits auf diesen oder jenen Posten gestellt, um auf ihm im Guten sowie im Schlechten des Lebens Härten auszuhalten? Ja, selbst was uns angenehm erscheint, ist doch bloß eine Härte, die uns freut oder die wir uns wünschen oder warum auch immer bejahen. Ja, auch Härte kann eine Freude sein. Lust ist auch ein Schmerz. Ja, im Aushalten von Härten sind wir, die wir so selten kämpfen, unglaublich tapfer. „And“, an mir vorbei schauend stimmte James seiner resignierenden Einsicht zu: „from nothing results nothing. That’s the snapping point.“ Nach einer schweigenden Weile blickte er mir wieder in die Augen: „Und du, wie machst *du* das?“ Vieles hätte ich aufgegeben, gestand ich ihm ein, nun sei es gut, wie es ist. Besser, und wieder schlich sich ein Lächeln in meine Augen, könne es für mich in diesem Leben gar nicht mehr werden. „Hm. Ich verstehe“ nickte er bedächtig und schaute wieder an mir vorbei. „Und du?“, fragte ich ihn geradezu: „kämpfst du weiter?“ „Natürlich kämpfe ich weiter!“ Aufrecht wie ein Soldat vor dem letzten Gefecht stand er mir gegenüber. „Ich kämpfe weiter!“ Fest erklang seine Stimme: „Jeden Tag kämpfe ich.“ Schnell purzelten die Sätze hinterher: „Das Leben ist hart. Das Leben ist ein Kampf. And from nothing results nothing. That’s the snapping point.“ – Anstatt *von Nichts kommt nichts* könnte man seinen Satz wahrscheinlich auch übersetzen: *aus Nichts wird Nichts* mit dem Nebensinn: *aus so Einem Nichts kann*

*Nichts werden* oder *ergibt sich Nichts*; sowas läuft nun mal auf Nichts hinaus, daraus resultiert Nichts, denn es endet einfach so im Nichts. „From nothing results nothing. That’s the snapping point.“ Wiederholte er mit leiser werdender Stimme seine letzte Einsicht. Sein Blick wendete sich ab von mir zu den Betonplatten des Bürgersteigs; reglos still stand James wieder da. Schweigend hielt ich neben ihm aus, wäre ihm wohl auf unbestimmte Weile einfach so bei Seite gestanden. Da gab er mir den Laufpaß mit den gehauchten Worten: „Und einen schönen Abend noch.“

Ich machte kehrt. Eigentlich wollte ich mich vor den Imbiß im übernächsten Haus setzen, um einen Gyros zu essen. Wegen der Viren, die uns damals bedrohten, sollte man sich gemeinsam mit anderen Menschen möglichst wenig in geschlossenen Räumen aufhalten, weshalb vor den Restaurants an Tischen auf dem Bürgersteig serviert wurde. Aber ich scheute mich, so nahe bei James, der doch ein Bild des Jammers abgab, zu Abend zu essen. Ich schämte mich, mir unter den Blicken eines Kammeraden, der wahrscheinlich gerade aus dem letzten Loch piff, ein Essen schmecken zu lassen. Zunächst ging ich stracks an dem Imbiß vorbei die Straße weiter hinauf, schaute an der nächsten Ecke zurück. Aber James stand immer noch regungslos dort, wo ich ihn verlassen hatte. Was blieb mir übrig? Ich war nun einmal an diesen Platz gekommen, um zu Abend zu essen. Mittlerweile war ich ziemlich hungrig und es erschien mir zu spät, um mir in einem anderen Stadtteil eine günstige Mahlzeit zu suchen. Also ging ich sachte im Schatten der Häuserwände die Straße wieder hinunter und setzte mich an einen freien Tisch vor den Imbiß mit Blickrichtung auf den Straßenverkehr und bestellte. – Hoffentlich hat er mein Manöver nicht gesehen. Gelegentlich wendete ich mich um, wie man sich so umsieht, wenn man müßig an einer Straße sitzt und das Treiben der Menschen beobachtet, um nach James zurückzusehen. Sein weißes Haar war deutlich zu erkennen; immer noch stand er reglos im Licht des Kiosks an der Ecke. Manchmal schaute er vorgebeugt die Straße herauf in meine Richtung; hielt er Ausschau nach mir? Sollte er bemerkt haben, daß ich mich zwei Häuser weiter an den Tisch gesetzt hatte? Dann meinte ich wieder, er würde bloß so wie gewöhnlich über den Platz hinweg die Straße herauf ins Leere schauen. Gelegentlich wendete er sich um und schaute in die Auslage des Kioskes, dann blickte er wieder einfach in das Treiben auf dem Platz wie immer. Es war viel los an diesem Abend, der wieder einmal ein letzter Abend war. Wie lange diesmal die Kneipen, Restaurants, Cafés schließen würden, wußte keiner genau. Nebst der Trinker schwärmten die Freunde der Feste noch einmal aus, um dem Virus zum Trotz ihrem Vergnügen freien Lauf zu lassen. – Als mein Gyros kam, bezahlte ich sofort; nach gehabtem Abendmahl ging ich sogleich zügig, als ob ich ein Ziel hätte, die Straße hoch. Dabei wollte ich doch in die genau



entgegengesetzte Richtung zum Platz vor der Kirche, um an der Eckkneipe Bier zu trinken und die jungen Leute beim Hin- & Hergehen zu beobachten und vielleicht ein Schwätzchen zu wagen. Etwas Weg nahm ich in Kauf; soll ja gut für die Verdauung sein. Also ging ich linksherum um die Ecken des Häuserblocks, bis ich, ohne an ihm vorbei zu müssen, unterhalb von James die Straße überqueren konnte. Ein flüchtiger Blick bestätigte mir: sein weißer Kopf schwebte noch genau dort, wo ich ihn verlassen hatte und schaute vor sich hin.

Vor der Eckkneipe sah ich den freien Tisch, an den ich mich setzen konnte; setzen mußte. Wo sonst? Wegen der Bedrohung durch den Virus, durfte man sich nicht mehr zu fremden Leuten setzen. Während ich zügig auf den mir möglichen Tisch zuing, schaute ich nochmals zurück zum Kiosk: das Weißhaupt war verschwunden. Vermutlich hatte James endlich genug vom Stehen & Schauen gehabt und sich in seine Unterkunft zurückgezogen. Der Abend war mild wie im Frühling, leise säuselte das Laub im Gewölbe der Äste über dem Platz, junge Menschen kamen und gingen in vielerlei bunter Gestalt und im Kostüm aller Herren Länder. Um den Platz herum und in seinen Seitenstraßen erleuchteten Laternen das abendliche Treiben mit mildem Licht: behaglich wie Kerzenschein im Wohnzimmer. Da & dort leuchteten blaue – rote – weiße Strahlen aus Büschen die Bäume hinan. Von einem der Kirchtürme walte wie eine Fahne ein weißes Laken auf das der sinnreiche Pfarrer in schwarzen Blockbuchstaben hatte drucken lassen: „Stell dir vor, es ist Kirche und niemand geht hin.“ Endlich, die Kellnerin hatte im Schutze einer der Platanen eine Zigarettenpause gemacht, kam mein Kölsch. Nach dem ersten erfrischenden Zug fiel mein Blick wie zufällig auf die andere Straßenseite in Richtung Kiosk: da lag James auf dem Bürgersteig. Auf seinem Posten war er umgefallen. Nun lag er der da. Der Länge nach auf dem Bauch lag er da, deshalb hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Junge Frauen waren um ihn, hatten ihm eine dieser Decken, eine rote, die auf den Stühlen vor den Restaurants oder Cafés ausliegen, damit es den Leute beim Draußensitzen nicht kühl wird, unter das weiße Haupt geschoben und per Handy die Rettung gerufen. Reglos lag er da. Oberhalb der Straße flackerte bereits Blaulicht, ein großer roter Kastenwagen rollte vor und blieb seitlich von James Kopf auf der Straße stehen. Zwei Sanitäter, ein Mann & eine Frau, erschienen, sie öffnete die Klappen, während er mit den Passanten die Umstände abklärte: niemand war zuständig für den Mann, der da einfach umgefallen war. Die Passantinnen hatten ihre Schuldigkeit getan, sie konnten weiterziehen und der Sanitäter sich zu James hinab bücken. Zweifellos war James nicht ansprechbar. Lebte er überhaupt noch? Der Sani griff nach einem der steif abstehenden Arme, griff ans Handgelenk, um den Puls zu prüfen. Offenbar war noch Leben in ihm, denn für Tote wäre die

Rettung nicht zuständig gewesen. Aber sie wuchteten ihn, der sich als sperrig erwies, auf ein Rettungstuch, hoben ihn, den offenbar Gewichtigen, vorne und hinten an, der gestreckte Arm störte, sein weißer Kopf wackelte, und trugen ihn angestrengt zu dem Gestell mit der Trage, schoben ihn darauf. Der rundliche Gyrosbudenbesitzer, der gewartet hatte, nahm seine rote Decke und verschwand. Und sie schoben das Tragegestell mit James darauf in den Rettungswagen: klipp gingen die Klappen zu. Der Bürgersteig war wieder frei, aber der Rettungskasten behinderte den Verkehr auf der Straße. Die großräumigen PKWs kamen nicht mehr aneinander vorbei, sie mußten hinter dem Rettungswagen warten, bis kein Gegenverkehr kam; aber an diesem Abend war doch so viel Verkehr: Abwarten geht auf die Nerven. Verwirrend viele Radfahrer schlängelten sich zwischen den Autos einfach so vorbei. Es wurde geklingelt, auch einmal böse gehupt. Eine blonde Radfahrerin in engem Röckchen über schwarzen Seidenstrümpfen hätte beinahe den Sanitäter angefahren, der ihr für einen Moment im Weg stand. Kaum war sie vorbei, drängten sich vier fünf Fahrräder in die eine Richtung an dem Rettungswagen entlang, während sich dicke Schlitten in die andere Richtung schoben. Wer Vorrang hatte, nutzte ihn. Auf der blockierten Straßenseite bildete sich hinter James in dem Rettungskasten eine Autoschlange hinauf bis über die nächste Kreuzung hinweg. Zum Glück flackerte unablässig das Blaulicht, sonst hätten manche Leute meinen können, die Verkehrsstockung sei unnötig, dann wären sie motzig geworden; solche Störungen sollen schon regelrechte Randalie hervorgerufen haben. Die Nerven vieler Menschen in unserer Stadt waren ziemlich schnell überreizt; und dann setzte den Leuten auch noch die Furcht vor den Viren zu. Doch hier im Quartier der Goldkinder ging man deutlich nachsichtiger miteinander um als in manchem der industriellen Vororte.

Für einen Augenblick fühlte ich mich verpflichtet hinzugehen, um der Rettung zu sagen: der Mann heiße James Smith und sei Engländer; falls er wieder ansprechbar sei, vielleicht verstünde er zunächst nur Englisch. Nein, wo er wohne und wie er versichert sei, wüßte ich nicht. Angehörige? Gesundheitsvollmacht? Also ließ ich es bleiben und die Dinge ihren Gang gehen und bestellte ein weiteres Kölsch. Am Nebentisch die Frau mit den langen, übereinandergeschlagenen Jeansbeinen meinte: „Was ist denn da los? Der Krankenwagen steht aber schon lange da.“ – „Das ist James“, sagte ich hinüber, „der ist eben umgefallen.“ „Was?! James? Hör mal,“ sagte sie zu dem Goldschmied, mit dem sie am Tisch saß, „da in dem Wagen ist James! Der steht doch immer hier auf dem Platz herum.“ „Ja, das ist James,“ erwiderte ihr der Goldschmied mit großen dunklen warmen Mandelaugen. „Er wird doch nicht was schlimmes haben?“, fragte die Frau aufgeregt: „Der Rettungswagen steht schon so lange da. Ist das nun ein gutes oder schlim-

mes Zeichen?“ Als ich vor einer Stunde mit ihm gesprochen hätte, erklärte ich ihr, habe er verdammt schlecht ausgesehen. Und der Goldschmied zuckte mit den Schultern: „der ist in letzter Zeit so dürr geworden; aber er sagt ja nichts, wenn man ihn fragt, sagt immer nur was von seinem kranken Bruder.“ „Ist das nicht schlimm, daß da James drin ist?“ wollte die Frau vom Nebentisch hören und schüttelte ihren Kopf; wo sich die dichten Strähnen scheideten, blinkten durch ihr brünettes Langhaar ihre Kopfhaut und ihr Alter weiß. Der Goldschmied zuckte mit den Schultern und bezahlte die Biere, erklärte sich lächelnd für hungrig, er wolle endlich, drängelte er seine Begleiterin, Abendessen gehen. Den Wirt hielt ich zunächst für einen seiner besten Kunden: schwarze Augenringe & schwerer Bauch. Oft hatte ich ihn rauchend wie einen Stammgast an der Ecke vor seiner Wirtschaft auf & ab gehen gesehen, da hatte er auch gelegentlich mit James geschwätzt. „Hör mal,“ sagte der Wirt zu der kleinen Kellnerin, die gerade ein Tablett, auf dem säuberlich ein Halbkreis aus Pinnchen voll mit klarem Schnaps aufgereiht war, vorbeitrag: „da in dem Krankenwagen, da ist James drin. Er ist eben umgefallen.“ „Oh“, entfuhr es ihr, „der Arme.“ Sie stellte das Tablett mit der Lage Klaren auf den hinteren Tisch zu den fünf jungen Männern. Es war ja, wie gesagt, einer dieser letzten Abende, an denen man in die Kneipe gehen konnte, weshalb die jungen Männer meinten, sich die Kanne geben zu müssen. „Das kann man sich gar nicht vorstellen,“ rief der mit dem eckig gestutzten Bart wie gequält seinen Kammeraden zu, „vier Wochen lang sind nun alle Kneipen zu. VIER Wochen lang zu!“ Um unnötige Pausen während ihres auf unabsehbare Zeit letzten öffentlichen Umtrunks zu vermeiden (für 24 Uhr war unerbittlich Zapfenstreich angesagt) und um der Kellnerin Lauferei zu ersparen, hatten sie es sich an diesem Abend zur Regel gemacht, bei jede Runde gleich doppelt zu bestellen. Anstatt ein kleines Kölsch pro Nase, kamen immer zwei und weg damit. Noch hielten sich die Jungs wacker. Jetzt waren die Schnäpse dran. Die kleine Kellnerin servierte einem Jeden seine Zwei, wünschte allen Prost und ging. Der Wirt, seine qualmende Zigarette schwenkend, hatte seinen Spaß an den Trinkern: „Kopf in den Nacken Jungs und weg damit!“ So taten sie. Im Rettungswagen brannte immer noch Licht; sie arbeiteten also noch an ihm. Der Goldschmied war mit seiner Begleiterin fortgegangen, die jungen Männer stritten sich, wer dran war, die nächste Doppelrunde zu bestellen, unaufgefordert, wie es hier Brauch ist, stellte mir die kleine Kellnerin mein viertes Kölsch hin, da rollte endlich leise blinkend der Rettungswagen davon. Die Straße war wieder frei für den Verkehr.

Freitag, 13. November 2020